



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Samadagni, ergänzte ich, der in seiner Inkarnation Sammerdegen hieß und —

Sammerdegen — ach so, entgegnete Herr Walderich; sie meinen den reichen Buchhändler, der gestern vom Regen überrascht mit seinem Schwiegersohn hier eintrat.

Schwiegersohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verstehe.

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liste der Getrauten: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Sammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibesizers, Stadtrats, Kirchenvorstehers u. s. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie sich die Sache wirklich verhält, so hätte ich wahnfinnig werden müssen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum diese Trennung sein muß! Warum nahm mich Samadagni, mich allein nicht mit in sein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichsten der Menschen, mit den drei Litteraten gethan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Koil singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist. Wüßte ich nicht, daß Fides-Basantasena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein; ich muß an andre Dinge denken, sonst — dabei fühlte er seinen Puls — sonst erlebe ichs gar nicht einmal.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gegen den Polizeistaat. Der Rechtsanwalt Kauffmann, Mitglied des Reichstags, hat bei Brachvogel in Berlin unter dem Titel „Das Vereinsrecht“ ein Schriftchen gegen den Polizeistaat herausgegeben und im Anhange die in den größeren deutschen Staaten geltenden Vereinsgesetze sowie die Bestimmungen des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches über Personenvereine beigelegt. Der Verfasser geht von dem verunglückten Versuch aus, durch Polizeigewalt die sozialistischen Ideen zu erdrücken, und bezeichnet die Wirkungen des Sozialistengesetzes als typisch für die Fehler aller Straf- und Polizeigesetze. Insbesondere habe jenes Gesetz dadurch geschadet, daß es jegliche Reformarbeit auf sozialem Gebiete gehemmt habe. „Das ganze öffentliche Leben sucht man mit zahllosen Polizeivorschriften zu ordnen. Vergebliche Mühe! Niemals, am allerwenigsten in dem gewaltig flutenden Strom

des modernen Lebens kann die polizeiliche Tätigkeit die freie Selbstthätigkeit des Volkes ersetzen. Das Übermaß polizeilicher Reglementierung hat zur Folge, daß in der Bürgererschaft das Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit schwindet." Es sei höchste Zeit, daß Regierung und Gesetzgebung in dieser Hinsicht einen neuen Kurs einschlagen. In einem historisch-kritischen Überblick des deutschen Vereins- und Versammlungsrechts wird sodann gezeigt, daß dieses Recht, anstatt die Vereins- und Körperschaftsthätigkeit aufzumuntern und zu fördern, lediglich darauf berechnet sei, sie zu hindern und zu entmutigen.

Wir überlassen es den Lesern, das Büchlein selbst zu prüfen und zu entscheiden, ob seine Behauptungen und Urteile durchweg zutreffend sind, gestehen aber, daß wir in der Hauptsache mit Rauffmann übereinstimmen. Die Unbeholfenheit der Deutschen, ihre Unfähigkeit, in wechselnden Lagen sich selbst zu raten und zu helfen, ihr gewohnheitsmäßiger Hilferuf nach Staatshilfe und Polizeischutz in allen Nöten ist beschämend; umso beschämender, als die Deutschen älterer Zeit in der Selbstregierung Meister gewesen sind. Heute machen viele pommerische Bauern durch ihren Stumpfsinn und ihr sklavisches Benehmen den peinlichsten Eindruck auf den Beobachter (Knapp, Bauernbefreiung in Preußen, S. 309); ihre Vorfahren aber sind freie, stolze, kühne und gewandte Männer gewesen, die im Slawenlande sich niedergelassen, ihre Gemeindeangelegenheiten selbst geordnet, Wald, Sumpf und Heide in einen wohlgepflegten Garten verwandelt haben. Die ganze Kultur des jetzigen Deutschlands östlich von der Elbe ist das Werk freier deutscher Bauern und freier deutscher Stadtbürger, die ohne herrschaftliche wie ohne bureaukratische Bevormundung schaltend und waltend sich und das Land reich und mächtig machten. Erst später wurden die erstern von den Rittern, die andern von der Bureaukratie der Freiheit beraubt und entwöhnt. War nun auch allerdings im Interesse des Gesamt Vaterlandes die Herstellung des zentralisirten Staates und damit manches Opfer an Gemeinde- und Körperschaftsfreiheit nicht zu umgehen, so war es doch nicht nötig, die Bürger zu entmündigen, und wenn das heute noch versucht wird, so liegt darin eine große Gefahr.

Dieser Tage hielt in dem schlesischen Städtchen Patschkau ein Gewerkverein eine Sitzung ab. Der Vereinsrevisor aus Berlin hielt einen Vortrag über den Nutzen der Berufsorganisation. Er stellte dar, wie die Gewerkvereine die Selbsthilfe der Arbeiter organisiren und ihre Lage zu verbessern streben, letzteres aber nicht, wie die Sozialdemokraten, durch Streiks, sondern durch gütlichen Ausgleich zwischen Unternehmern und Arbeitern. (Wir müssen das bestätigen. Wir beobachten in einer andern Stadt seit zehn Jahren einen Gewerkverein, der im besten Einvernehmen mit den Prinzipalen wirkt.) Die Sozialpolitik der Regierung mache die Selbsthilfe nicht überflüssig, denn was der Staat thue, das sei weder hinreichend, noch in jeder Beziehung zweckentsprechend. Da — wurde die Versammlung durch den anwesenden Polizeikommissar aufgelöst! Das Leben ist heute hart und schwierig. Jeder einzelne Mensch, der weder ererbtes Vermögen besitzt, noch vom Staate besoldet wird, befindet sich täglich in derselben Lage, wie die Mannschaft eines Schiffes in dem Augenblick, wo es heißt: Alle Mann auf Deck! Wenn er sich nicht unaufhörlich rührt, mit gespanntester Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Erwerbslebens folgt und sie klug ausnützt, verschlingt ihn im nächsten Augenblicke die Flut. Und der einzelne Schwache für sich allein vermag sich auch so nicht zu halten; nur wenn er mit seinesgleichen zusammentritt zu gegenseitiger Hilfeleistung, darf er hoffen, sich durchzuschlagen. Und in solcher Lage soll er jedes Wort, das er spricht, auf die Goldwage legen! soll er jede Beratung mit

feinesgleichen polizeilich anmelden und die Fortdauer der Beratung von dem Belieben eines untergeordneten Beamten abhängen lassen, der oft gar nicht versteht, um was es sich handelt! Das Ende vom Liede könnte sein, daß der Handwerker, der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner eines Tages sich erschöpft hinsetzte, die Hände in den Schoß legte und spräche: „Ich kann nicht mehr! Nun, Staat, siehe du zu! Du forderst deine Steuern. Du reißest mich dreimal oder öfter zur Ableistung meiner Militärpflicht aus dem Erwerb heraus und kümmerst dich nicht darum, ob ich nachher wieder Arbeit finde, oder ob, wenn ich ein eignes kleines Geschäft hatte, dieses während meiner Abwesenheit von einem mächtigen Konkurrenten verschlungen worden ist. Du zwingst mich, Beiträge zu zahlen für eine Altersrente, die ich wahrscheinlich nicht erleben werde, und kümmerst dich nicht darum, woher ich das Geld für den Beitrag nehme. Habe ich keinen Verdienst, so sperrest du mich als Obdachlosen ein. Und wenn ich nun mit meinesgleichen zusammentrete, um darüber zu beraten, wie wir uns wohl einen zur Erfüllung unsrer Staatsbürgerpflichten hinreichenden Erwerb sichern könnten, dann lösest du unsre Versammlungen auf und verbietest sie. So gieb uns nun selbst Arbeit! Wir wollen arbeiten, aber wir sind es müde, uns auf der Jagd nach Arbeit abzuheben, oder unter Umständen zu arbeiten, wo uns die Arbeit nichts nützt, weil sie so schlecht gelohnt wird, daß wir trotz übermäßiger Anstrengung unsern Verpflichtungen nicht nachzukommen vermögen. Wir wollen arbeiten, wir wollen deine Sklaven sein! Weise uns die Arbeit an, füttere, kleide und beherberge uns!“ Was wird dem Staate übrig bleiben, wenn der kleine Mann einmal so spricht? Nichts, als sein Verlangen zu erfüllen, Staatswerkstätten einzurichten und zu sehen, wie er auf die Kosten kommt. Und so wird er sich durch den ängstlichen Übereifer in der Überwachung und Unterdrückung gefährlicher Ideen gezwungen sehen, die gefährlichste und mit Recht gefürchtetste aller Ideen selbst auszuführen. Je schwieriger die Zeit ist, desto notwendiger ist es, daß alle Kräfte entbunden werden, daß jeder auf dem Platze, wo er gerade steht, zugreife, und daß jeder, der einen klugen Einfall hat, ihn ohne Scheu in die Öffentlichkeit bringe.

Und noch etwas! Man klagt so oft über Roheit, Zügellosigkeit, Verwilderung, namentlich der Jugend. Sofern damit gesagt sein soll, daß das neuere Erscheinungen seien, ist die Klage unbegründet. In den dreißiger und vierziger Jahren haben die Lehrlinge und die Schüler noch ganz andre Dinge getrieben als heute. Die Kriminalstatistik beweist auch nichts, weil unter zehn Dingen, die heute bestraft werden, immer mindestens neun sind, die ehemals straflos blieben oder sogar für erlaubt galten, und weil die Zahl der Polizeiverbote, also der Anlässe zu Übertretungen, von Jahr zu Jahr wächst. Das Rowdytum der Reichshauptstadt und gewisser Industriebezirke aber erwächst aus eigentümlichen Verhältnissen, die eben früher noch nicht bestanden. Also daß die Roheit eine neue Erscheinung sei, bestreiten wir. Aber vorhanden ist sie, während sie sich bei den Italienern z. B. weit weniger bemerklich macht. Alle Reiseberichte stimmen darin überein, daß sich in Italien die armen Leute, so zerlumpt und schmutzig sie sein mögen, taktvoll zu benehmen wissen; ja der Analphabet zeigt dort oft mehr Takt und Selbstbeherrschung, als mancher deutsche Professor. Hase sagt in dem neulich an dieser Stelle erwähnten Buche, Rom habe keinen Pöbel, auch in der ausgelassensten Lust des Karnevals begehe das Volk nichts Unanständiges. (Wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die Italiener gar keinen Anspruch darauf erheben, für ein züchtiges Volk gehalten zu werden.) Als vor einiger Zeit in Rom ein feierlicher deutscher Gottesdienst gehalten wurde, entstand beim Eintritt in den engen Raum ein un-

anständiges Drängen. Blätter verschiedner Parteien berichteten übereinstimmend darüber, alle mit der Bemerkung, so etwas könne in Rom eben nur vorkommen, wenn Deutsche beteiligt seien; Italiener, selbst der ärmsten Klasse, benähmen sich nie so. Woher dieser Unterschied? Zum Teil allerdings rührt er von dem feineren Formensinn der Italiener, der sich auch auf die Umgangsformen erstreckt. Zum andern Teil aber ganz gewiß von dem Übermaß polizeilicher Bevormundung, das in Deutschland die Ausbildung des persönlichen Taktgefühles und einer herrschenden Volkssitte verhindert. Was nützt mir der feinste Takt und die zarteste Rücksichtnahme im Gedränge? Was nützt es mir, wenn ich mich geduldig und ohne mich zu rühren auf die Füße treten und mir die Rippen einstoßen lasse? Das schützt mich nicht vor polizeilicher Zurechtweisung. Bleibe ich ein andermal mütterseelenallein auf dem äußersten Rande eines zehn Schritte breiten vollkommen leeren Bürgersteiges stehen, so kommt ein Polizist auf mich zugelaufen und belehrt mich, daß ich nicht stehen bleiben dürfe, sondern „zirkuliren“ müsse. Da denkt denn der Deutsche schließlich: nun, so verzichten wir eben aufs eigne Nachdenken wie aufs Taktgefühl, und überlassen es der Polizei, uns jedesmal dahin zu stoßen, wohin wir gehören. Und da der Deutsche von Kindesbeinen an unter der strengsten Aufsicht gehalten wird, so hegt er, falls er nicht Lebensmut und Schneide gänzlich verliert, zeitlebens im Herzen die gaffenbubenhafte Neigung, sich gehen zu lassen, sobald er einmal auf einige Augenblicke von der fortwährend drückenden Aufsicht befreit wird, was z. B. bei Ansammlung großer Menschenmassen der Fall ist. Dafür übertreffen wir ja andre Völker in der militärischen Disziplin. Aber es ist doch nicht möglich, allen Zusammenkünften von Menschen die Form eines militärischen Appells zu geben, und sollte es auch möglich sein, so wäre es doch kaum wünschenswert. Es scheint in der That hohe Zeit, daß das deutsche Volk seine Selbsterziehung in Vereinen und Körperschaften wieder in die Hand nehme. Auch das Stückchen erziehende Selbstregierung, das man vor vierzig Jahren noch in manchen Schulanstalten und Internaten fand, scheint verschwunden zu sein und einer streng polizeilichen Überwachung aller Lebensregungen Platz gemacht zu haben.

Goethes Mailänderin. Die Goethegesellschaft erfreut unmittelbar vor dem Feste ihre zahlreichen Mitglieder mit einer neuen (ihrer fünften) Veröffentlichung, die den Titel Zur Nachgeschichte der italienischen Reise führt und den Briefwechsel des Dichters mit Freunden und Kunstgenossen in Italien während der Jahre 1788 bis 1790 umfaßt. Die von Otto Harnack mit einer vortrefflichen Einleitung (der ein Vorwort von Professor Bernhard Suphan vorausgeht) herausgegebene Briefreihe ist in der That ein Nachklang zu Goethes zweijährigem Aufenthalt in Italien, sie umfaßt die Zeit, in der in den Freundes- und Künstlerkreisen namentlich zu Rom das Scheiden und der Verlust Goethes noch in voller Lebhaftigkeit und Stärke empfunden wurde, in der Goethes eigne Erinnerungen noch am frischesten waren, in die der längere Aufenthalt der Herzogin Anna Amalia und Herders und schließlich Goethes zweite Reise nach Oberitalien fiel. Die hier vereinigten Briefe grundersehender Persönlichkeiten weisen daher einen gemeinsamen Grundzug, eine gewisse Gleichartigkeit der Stimmung auf, und der Herausgeber, dessen pietätvolle Sorgfalt und dessen geschmackvolle Knappheit und Kürze in seinen Überleitungen und Zwischenfäßen wie in den schließlichen Anmerkungen nicht genug gerühmt werden kann, hat ganz Recht, wenn er auch das Persönliche und den Einblick in das Gemütsleben aufrichtig empfindender und ihre Empfindungen

äußernder Personen betont. „Für die Erkenntnis Goethes sind nicht nur die leider wenig zahlreichen eignen Briefe, sondern auch die seiner Korrespondenten wertvoll, indem sie seine Persönlichkeit in verschiedenster Weise der einzelnen Individualität gemäß abspiegeln. Die grenzenlose Wirkung, die er auf Personen aller Art ausübte, die man mit seinem eignen Ausdruck dämonisch nennen könnte, wenn das Wort nicht zu düster klinge, wird hier aus vielen Beispielen ersichtlich.“

Doch ist es nicht Zweck dieser Zeilen, den reichen und fesselnden Inhalt der Briefreihe hervorzuheben, die dadurch größere Vollständigkeit und Reichhaltigkeit erhielt, daß außer den im Goethe- und Schillerarchiv bewahrten Briefen auch Goethes Briefe an die Herzogin Amalia aus dem Archiv des großherzoglichen Hauses von Weimar hinzugezogen wurden. Die möglichen Leser des Buches sind ja wohl alle Mitglieder der Goethegesellschaft und alle bereits im Besitz der mit Lichtdrucken nach Originalen aus den Sammlungen des Goethemuseums gezierten Veröffentlichung. Die von Otto Harnack redigirte Briefreihe „Zur Nachgeschichte der italienischen Reise“ hat neben ihrer allgemeinen Bedeutung für Goethes Lebensgeschichte noch eine besondere, durch Aufhellung eines, wenn man will unwesentlichen, jedenfalls seither dunkeln Punktes. Unseres Wissens erscheint in dieser Schrift die aus der „Italienischen Reise“ des Dichters uns allen wohlbekannte „schöne Mailänderin“, die im Herbst von 1787 und bis zum Scheiden des Dichters aus Rom Goethes volle Herzensteilnahme gewonnen und von der er sich mit wahren Schmerz getrennt hatte, zum erstenmal mit ihrem bürgerlichen Namen genannt, und wir erfahren zugleich zum erstenmal etwas von ihrem späteren günstigen Schicksale. Der Herausgeber hat es entweder selbst nicht bemerkt, daß hier ein Schleier gelüftet ward, oder er hat die Sache für zu unwesentlich erachtet, um sie zu beachten. Mir aber, der noch vor wenigen Monaten die Leser der Grenzboten in den „Römischen Frühlingbildern“ an die schöne Italienerin erinnert hat, die namenlos zur Unsterblichkeit gelangt ist, mag es verstatet sein, auf zwei Stellen in der neuesten Veröffentlichung der Goethegesellschaft hinzuweisen, die beim Vergleich mit den hier in Frage kommenden Stellen der „Italienischen Reise“ einen lange vermißten Aufschluß gewähren. Die anmutige Mailänderin Goethes hieß darnach Maddalena Riggi und vermählte sich im Juli 1788, ein Vierteljahr nach Goethes Scheiden aus Rom, mit einem Signor Volpato, was Goethe in dem spät niedergeschriebenen letzten „Bericht“ seiner „Italienischen Reise“ allerdings mit den Worten angedeutet hat: „Auch konnte ich die Vermutung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zuchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmut nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht ungeneigt sei.“ An derselben Stelle und bei der ergreifenden Schilderung des Abschiedes in dem Hause an der Ripetta wird uns erzählt, daß die Mailänderin mit ihrem Bruder, einem Bediensteten des Hauses Jenkins, zusammenlebte. In seinen Anmerkungen teilt Harnack mit, daß in Goethes Nachlaß sich ein Brief von einem (sonst unbekanntem) Carlo Riggi, Rom vom 20. Januar 1789 befinde, in dem der Schreiber über die Absendung einer Schachtel mit Blumenamen berichtet und über die Vermählung seiner Schwester schreibt: Vous êtes aussi obligé que Vous souvenez de moi et de ma soeur. Elle est mariée depuis Juillet passé au fils de Monsieur Volpato. Elle a reçu avec reconnaissance votre souvenir. Das entscheidende Zeugnis ist jedoch nicht dieser kurz erwähnte französische Brief, sondern der Brief Angelika Rauffmanns an Goethe vom 8. November 1788, in dem es heißt: „Castello (Castel Gandolfo) habe ich das Jahr gar nicht gesehen. Das die Signora Madalena Riggi sich nun Volpato

schreibt, ist Ihnen schon bekannt. ein Spazierfahrt den sie mit uns nach der porzlan fabrik gemacht ist ursach davon, der junge Volpato der sich eine Frau gewünscht, hatte das Glück Ihr zu gefallen, sich sehen und sich lieben war eins — Die Signora Madalena hatte dies mahl kein Wort wider die Capittoli einzuwenden, in Zeit von vierzehn Tagen war alles beschloffen bis jizzo ist das ein glückliches Par, hoffe sie werden es immer sein, beide seind gut.“

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Goethes Beziehungen zu der schönen Mailänderin bei der Villeggiatur in Castel Gandolfo im Oktober 1787 begonnen hatten, wird man die Gedankenfolge in der hier mitgetheilten Briefstelle Madame Angelikas sehr natürlich finden. Als sie schrieb, daß sie in diesem Jahre nicht nach „Castello“ gekommen sei und darnach die Verheirathung der Signora (Signorina) Maddalena Riggi besprach, standen der Herbst des verfloffenen Jahres, das Interesse, das sie zunächst um Goethes willen dem schönen Mädchen gezeigt, die warme persönliche Theilnahme, die sie dann gewonnen hatte, lebendig vor ihrer Seele. Der Vergleich beider bei Garnack ganz und teilweise gedruckten Briefe mit allen Stellen in der „Italienischen Reise,“ die der Mailänderin, der Begegnungen mit ihr, ihrer persönlichen Verhältnisse, ihres Verkehrs im Hause der Zuchis (eben Angelika Kauffmann und ihr Gemahl) gedenken, läßt nicht den leisesten Zweifel, daß wir die Schöne fortan in den Lebensgeschichten Goethes nicht mehr als eine namenlose Gestalt aufzuführen haben werden, und daß die anmutige Mailänderin und Maddalena Riggi, vermählte Volpato, die gleiche Person sind.

Dresden, den 9. Dezember 1890

Adolf Stern



Litteratur

Aus unsern vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow

Seitdem ich den ersten Teil dieses Werkes zum erstenmale — vor einem Vierteljahrhundert oder länger — in die Hände bekam, habe ich es in Bekanntenkreisen oft empfohlen und stets Dank dafür geerntet. Nun das Ganze, 700 Seiten stark, in neuem hübschem Gewande wieder vor mir liegt, regt sich die Lust, auch einmal öffentlich ein Wort dafür einzulegen. Bedarf es bei seinem neuen Erscheinen denn noch einer Empfehlung? Wer kann das sagen! Ein andres Geschlecht behauptet das Feld, das „weiß nichts von Joseph,“ will nichts wissen von dem, was wir Poesie nennen, und deshalb glauben viele Jüngere, sie dürften sich nicht über Bücher freuen, die noch vor der „neuen Ara“ geschrieben worden sind. Denen möchte ich nun sagen, daß sie es mit dieser Familienchronik — das ist wohl eine passendere Bezeichnung als Roman — getrost wagen können. Sie ist realistisch durch und durch, kein Zug und kein Wort darin, die nicht so treu dem Leben abgelauscht sind, daß der Leser meint, den Personen selbst schon begegnet zu sein und sie reden gehört zu haben. Allerdings laufen darin die Frauen nicht ihren Männern davon; es werden keine Verbrechen erzählt, die, wie einem „Volksroman“ nachgerühmt wurde, „selbst in den höchsten Kreisen selten vorkommen“; der Verfasser hat es nicht für seine Aufgabe gehalten, neue Belege für den Satz zu ersinnen, daß des Menschen Dichten und Trachten böse ist von Jugend auf.